

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 83.

Berlin, Dienstag den 13. Juli

1847.

### Portugal.

Portugal im Jahre 1847.

Skizzen aus dem Tagebuch eines englischen Reisenden.

... Die Entfernung zwischen Badajoz und Lissabon beträgt ungefähr 120 (engl.) Meilen, die man auf einem sogenannten Carro, von zwei Maul- eseln gezogen, zurückzulegen gezwungen ist, wenn man, wie ich, des Reitens unkundig ist. Die Bewohner von Badajoz haben nie das Vergnügen ge- nossen, sich in einem auf guten Springsfedern ruhenden Wagen zu wiegen. Auch würde ihnen ein solcher zu nichts nützen, da sie keine Straßen haben. In der That bemerkte ich auf der Fahrt von Badajoz nach Elvas nicht die geringste Spur von menschlicher Arbeit. Selbst über die Flüsse giebt es keine Brücken. Als wir den Guadiana durchfahren, waren die Maulthiere des hohen Wasserstandes wegen fast zu schwimmen genöthigt. Der Cayo dagegen, welcher die Gränze zwischen Spanien und Portugal bildet und den man im Anfange des Frühlings nicht ohne Boot passieren kann, war fast ganz ausge- trocknet. Fünf bis sechs schwarze Schweine, die, nach Nahrung suchend, seine steinigten Ufer umwühlten, würdigten uns weder einer Aufmerksamkeit, noch setzten sie unserem Eintritt in Portugal das geringste Hinderniß entgegen. Als Wächter war ihnen ein kleiner sonderbrannter Junge zugesellt, der in einem so tiefen Schlafe lag, daß wir seine ganze Heerde hätten einfangen, schlachten, einsalzen oder braten und verzehren können, ehe er aufgewacht wäre. Es war das erste menschliche Wesen, dem wir in Portugal begegneten, und galt mir schon im voraus als die lebhaftige Personification des portugiesischen Charakters.

Eine Stunde vor Elvas kamen wir vor einem Pachtthofe vorbei, rings mit bebauten Feldern umgeben, die wir ohne Weiteres überschritten, ohne daß uns irgend Jemand davon abzuhalten oder daraus einen Vorwurf zu machen versucht hätte. So wenig eifersüchtig sind die Portugiesen auf ihre Eigenthumsrechte. Jenseits dieses Pachtthofes hat die traurige, wüstenartige Gegend, die wir bisher durchschritten hatten, ein Ende, und wir traten jetzt in ein schönes, mit Weinstöcken, Delbäumen, Drangen und Zuckerrohr be- pflanztes Thal ein; denn wir näherten uns Elvas, dessen Thürme wir schon lange aus der Ferne gesehen hatten. Seine eigenthümliche Kathedrale, seine weißen Gebäude und hohen Festungswerke traten immer deutlicher hervor. Zu beiden Seiten des Weges erstreckten sich üppige Kornfelder. Elvas ist eine der stärksten Städte Portugals. Obgleich selbst hoch gelegen, erheben sich doch hinter ihm noch höhere Berggipfel, deren höchste und am nächsten ge- legene gleichfalls befestigt sind. Ueber die Nützlichkeit der Befestigung von Elvas sind die Ansichten getheilt. In der That bedürfen sie im Fall des Krieges einer Besatzung von ungefähr 10,000 Mann, eine Menge, die Por- tugal bei dem jetzigen Zustande seiner Armee nie darauf verwenden kann. Wie sehr daher auch die portugiesischen Zeitungen die Werke von Elvas rühmen und sie mit denen von Badajoz vergleichen mögen, so dienen sie doch beinahe nur zur Verschönerung der Landschaft. Außerdem ist die Gränze nach allen Seiten hin an diesem Punkte so offen, daß eine Angriffs-Armee in keinem Falle gezwungen seyn dürfte, sich mit der Belagerung aufzuhalten. Als die Franzosen Portugal einnahmen, ließen sie nur eine sehr schwache Be- satzung in Elvas.

Mein Carrero hatte mich in eine Posada oder Esalagem geführt, die von einem gewissen José Rosada gehalten wurde. Vergleicht man eine por- tugiesische Herberge mit einer spanischen, so erscheint die letztere als ein wahres Paradies. „Não la nada!“ (Es ist Nichts vorhanden!) so lautet die unveränderliche Antwort eines portugiesischen Wirthes, wenn man durch das böse Schicksal in die Nothwendigkeit versetzt wird, ihn um eine Mahlzeit an- zugehen. Não la nada! war denn auch die Antwort José Rosada's, als ich das Unglück hatte, in seine Posada zu gerathen; indessen stellte er doch ein Fuhr zu beliebigem Gebrauch. Ich begnügte mich, um Thee und Eier zu bitten, und machte sodann, während dieses frugale Mahl bereitet wurde, in Begleitung zweier Soldaten, dem General-Gouverneur, Baron von Estre- moz, einen Besuch. Denn weder der mit der Untersuchung der Pässe beauf- tragte Beamte, noch der die Wache kommandirende Offizier waren im Stande, meinen Namen zu enträthseln und auszusprechen. Sie hatten daraus den Schluß gezogen, daß ich ein gefährlicher Mensch sey, ein kompromittirter Spanier, der falsche Papiere bei sich führe, ein Feind der Montpensier'schen Heirat. Ich ließ mich ohne großen Widerstand arrestiren und zum Gouver- neur führen. Der Saal, in den ich eintreten mußte, war mit jungen Offi-

zieren von gebildeten Manieren angefüllt, die augenscheinlich fast sämmtlich aus altadeligen Familien stammten. Als mir mein Paß nach vorhergegan- gener Prüfung unter höflichen Entschuldigungen zurückgegeben wurde, erwie- derte ich in portugiesischer Sprache, daß ich den Vorfall bereits vergessen hätte. Da entstand ein allgemeines Staunen. Alle umringten mich und be- drängten mich mit Fragen.

„Wie, Sie sprechen Portugiesisch, wie haben Sie das gelernt? Wunder- bare Sache!“ — „Das darf Sie nicht wundern, meine Herren“, ent- gegnete ich. „Ich lerne fremde Sprachen mit außerordentlicher Leich- tigkeit.“

Die Unterhaltung wurde bald sehr lebendig. Ich mußte auf tausend Fragen antworten. Zuletzt trat ein alter Offizier auf mich zu, der bisher noch nichts gesagt hatte, und fragte mich mit großem Interesse nach Neuig- keiten aus Spanien; wie viele Provinzen sich ausgesprochen u. s. f. Die Einen redeten mir von Peel und Palmerston, die Anderen von Coabbing; diese wollten meine Meinung über Abdelsader wissen, jene äußerten den Wunsch, meine Ansichten über die Frage des Freihandels zu erfahren. End- lich rief eine Stimme: „Und Ihr Isländer O'Connell?“ — „Er ver- sucht“, erwiderte ich, „eine Revolution durch Redn hervorzubringen.“ — „Ah!“ rief jene Stimme zurück, „eine Revolution com palavras! Welcher Scherz!“ Ein allgemeines Gelächter folgte diesen Worten.

„Señor“, fragte mich der Älteste aus der Gesellschaft, nachdem sich der Sturm etwas gelegt hatte, „können Sie mir wohl sagen, ob der Roman- dichter Bulwer und der Gesandte dieselbe Person ist?“ — „Es sind Brü- der“, gab ich zur Antwort. — Diese Erklärung erregte allgemeines Er- staunen. „Wie soll man sie denn von einander unterscheiden?“ — „Der Eine“, sagte ich, „heißt Bulwer Pytton, der Andere Pytton Bulwer. Das ist der ganze Unterschied.“ — Das Erstaunen war auf den höchsten Grad gestiegen. „Cousa singular! Cousas de Inglaterra!“ riefen sie mit einfäl- tiger Miene. Aber während sie einander diese Erklärung zu erklären versuch- ten, nahm ich Abschied und kehrte in meine Posada zurück.

Obgleich alle Einwohner von Elvas mich auf ihre Ehre versichert hatten, daß mein Führer, der berühmte Manoel Alberto, der rechtschaffenste Mann im Königreich sey, so herrschte auf den öffentlichen Straßen doch so wenig Sicherheit, die Revolutionen waren so häufig und die Diebe so zahlreich, daß ich drei Unzen Gold in mein Halstuch versteckte, damit mir, im Falle ich das Unglück haben sollte, angefallen und ausgeplündert zu werden, nicht die Mittel fehlten, nach Lissabon zu gelangen, ohne mich dahin betteln zu müssen. Meine Uhr, meine Kostbarkeiten und Kleidungsstücke hatte ich zu Wasser da- hin vorausgeschickt. Außerdem hatte ich, in der Absicht, sie dem ersten Van- diten anzubieten, der mich darum ansprechen würde, ein Paar Pistolen, eine tombackene Uhr, eine Börse voll Silber- und Kupfergeld und einen kleinen Vorrath von Zigarren zu mir gesteckt. In dieser Weise auf jeden Vorfall gerüstet, bestieg ich Manoel's Carro und verließ Elvas. Eine Stunde hinter Elvas ist das Land mit Bäumen und Häusern bedeckt und die Gegend reizend; aber was besonders die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich zieht, ist ein prächtiger römischer Aquadukt, der von einem entlegenen Hügel die Stadt mit Wasser versorgt und sich über ein nicht weniger als eine Stunde langes Thal hinwegzieht. Die Zahl seiner Stodwerke ist nach der größeren oder ge- ringeren Erhebung des Bodens, auf dem er ruht, verschieden. Wo das Thal am tiefsten ist, hat er vier Stodwerke von beträchtlicher Höhe. Portugal besitzt die drei schönsten Aquadukte auf der ganzen Erde, mit Ausnahme des zu Segovia in Alt-Kastilien; sie befinden sich zu Evora, zu Elvas und zu Lissabon.

Sollte man es für glaublich halten! Auf der am meisten in die Augen springenden Stelle dieses römischen Meisterwerks hat Donna Maria das königliche Wappen von Portugal eingegraben lassen, mit der Inschrift: „Donna Maria II., anno domini 1846.“ Etwas Aehnliches hatte ich schon zu Merida bemerkt. Im Jahre 1610 ließ Philipp III. an der schönen römischen Brücke von Merida einige Ausbesserungen vornehmen, nach deren Beendigung der Triumphbogen mit dem spanischen Wappen verziert wurde. Als ich diese Brücke überschritt, hatte der Majoral die Unverschämtheit, mich zu versichern, sie sey von den Spaniern erbaut worden, wobei er zur Bestätigung seiner Worte auf die glänzende Inschrift wies.

Man spricht von dem Bau einer Eisenbahn zwischen Lissabon und Bada- joz. In der That würden nur wenig Hügel zu durchstechen, wenig Flüsse zu überbrücken und wenig Thäler auszufüllen seyn. Die Nivelirung des Ter- rains würde fast Nichts kosten. Aber welche Interessen könnte eine Gesell-



schaft, die sich für die Ausführung dieser Linie bilden würde, aus dem Kapital ziehen, das sie in diese Einden vergraben hätte? Ich habe die feste Ueberzeugung, daß, wenn die fremden Kapitalisten, welche versucht wären, Actien dieser Lissabon mit der spanischen Gränze verbindenden Bahn zu nehmen, dieselbe Reise gemacht hätten, wie ich, sie sich wohl hüten würden, solcher Versuchung zu unterliegen, und ihr Geld sorglich in ihren Kassen verwahrt halten würden. — Estremoz liegt zwei Stunden von der Senhora Dourada. Es war bereits 10 Uhr, als wir dort ankamen. Obgleich Estremoz mehr als 10,000 Einwohner zählt, besitzt es doch nur ein Gasthaus. Als mich Manoel dorthin geleitete, war der Birch bereits seit einer Stunde zu Bett und schlief so fest, daß wir fast daran verzweifelten, ihn aufzuwecken zu können. Endlich hörte er unser Geschrei und kam, uns die Thür zu öffnen. Als ich am anderen Morgen auf dem sehr harten, aber reinlichen Lager erwachte, machte ich mich bald wieder nach eingenommenem Frühstück auf den Weg.

Estremoz war früher befestigt, jetzt ist es eine offene Stadt. Seine weißen Häuser erheben sich auf dem Abhange eines mit einem alten Schloß geschmückten Hügels in amphitheatralischer Form. Den Mittelpunkt der Stadt bildet ein geräumiger Platz, der als Marktplatz dient, aber so groß ist, daß mehrere Tausend Soldaten darauf exerzieren könnten. Die Festungswerke bestanden früher aus zehn Bastionen und drei Halbbastionen, die größtentheils abgetragen sind. Das Schloß ist sehr alt; es ist in verschiedenen Zeiträumen befestigt worden, und zwar durch vier Bastionen und zwei Halbbastionen. Nach Süden zu ist es von einem Berge beherrscht, auf dem gleichfalls ein Schloß, Namens San-José, steht, und im Norden, aber in weiterer Entfernung, von einem anderen Berge, der früher mit einer Redoute gekrönt war, welcher man den Namen Santa-Barbara gegeben hatte. Aber alle diese Befestigungen sind mit so großer Unwissenheit und solcher Sorglosigkeit aufgeführt und befinden sich gegenwärtig in einem so zerfallenen Zustande, daß die Stadt außer Stande ist, einer bewaffneten Armee den geringsten Widerstand zu leisten. Die Umgegend ist sehr fruchtbar, weshalb man dort auch sehr billig leben kann.

Die Provinz Alentejo ist ungefähr 140 engl. Meilen lang und 80 Meilen breit. Sie bietet dem sie durchziehenden Reisenden den verschiedenartigsten Anblick: bald von einer außerordentlichen Fruchtbarkeit, bald von einer erschreckenden Trockenheit und Dürre; hier ist sie bergig, dort eben und sandig. Unglücklicherweise besitzt sie nur wenig Flüsse und Bäche, und so lange man sich nicht dazu entschließen wird, artesische Brunnen zu bauen, wird sie bleiben, was sie ist, nämlich eine große Wüste. Die Einwohner sind in Städten angehäuft, die von einem Kranz von Pachtböfen umgeben sind. Aber über eine gewisse Gränze hinaus findet man weder Kultur, noch Häuser, noch Menschen, noch selbst betretene Fußpfade. Die vorzüglichsten Produkte sind Korn, Wein, Drangen, Citronen und Korl-Eichen. Man sammelt auch die Rinde und die Früchte der Eiche in großer Menge ein. Sines ist ihr einziger Hafen von einiger Bedeutung; ihre meisten Vorräthe kommen von San-Ube in Estremadura. Sie besitzt auch herrliche Marmor- und andere Steinbrüche. Der weiße Marmor von Estremoz, der grüne von Villa-Bicosa und der rothe und weiße von San-Ube und Arabida haben einen weitverbreiteten und sehr verdienten Ruf. Die Thonerde von Estremoz und Montemor-o-novo wird zu einer sehr geschätzten Art von Geschirre verarbeitet. Sie ist mit einer Menge fester Plätze versehen, deren größter Theil jedoch in schlechtem Zustande sich befindet. Ihre Hauptstadt ist Evora.

Borrow stellt die irrthümliche Behauptung auf, daß man zu Estremoz bereits Spanisch spricht, oder daß die Sprache, deren man sich in dieser Gegend bedient, eine Mischung von Spanisch und Portugiesisch sey. Zu Elvas, 24 engl. Meilen jenseits Estremoz und bis zur Gränze wird schon das reinste Portugiesisch gesprochen. Die beiden Völker haben sich seit ihrer Trennung niemals vermischt, ihre gegenseitige Abgränzung ist so streng, daß sie nicht einmal als Nachbarn in Beziehung zu einander stehen. Und nicht bloß bewahren sie ihre Sprache vor jeder dialektischen Unreinheit, sondern halten auch mit der größten Gewissenhaftigkeit an ihren Sitten und selbst Trachten fest. Borrow geht in seiner „Bibel in Spanien“ so weit, zu versichern, daß früher oder später ganz Portugal Spanisch reden wird. Bevor diese Umwälzung stattfindet, wird Frankreich das Französische mit dem Englischen vertauscht und England wieder das Angelsächsische angenommen haben.

Der Landstrich zwischen Estremoz und Venda do Duque, ungefähr drei Stunden betragend, gewährt einen mannichfachen Anblick: bald klettert man einen Hügel hinauf, bald steigt man in ein Thal hinab. In kurzen Entfernungen taucht auch etwas Grün auf, oder es folgt auch wohl auf weite, mit Saiskraut bedeckte Strecken eine Anpflanzung von Olivenbäumen. Um der Langweile etwas zu entgehen, machte ich mir das Vergnügen, Manoel zu beobachten, denn er bot einen merkwürdigen Typus des portugiesischen Volkscharakters dar. Nichts von dem, was ich ihn fragte, wußte er; dennoch gab er auf alle meine Fragen — gleichviel ob richtige oder unrichtige — Antworten. Man muß es mit der Antwort eines Spaniers oder Portugiesen nicht so genau nehmen. Selten gesteht Einer seine Unwissenheit ein. Sie erzählten ihrem Zuhörer mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit die unverschämtesten Lügen, ohne einmal darauf zu achten, daß sie jeden Augenblick dem widersprechen, was sie vorhin selbst behauptet haben. Besonders werden sie niemals eingestehen, daß sie weder lesen noch schreiben können. Wie alle seine Landsleute, zog Manoel es vor, lieber in die Kreuz und in die Quer zu reden, als die Antwort schuldig zu bleiben. Aber er verwickelte sich dermaßen in seinen Aufklärungen, daß es mich wenig Mühe kostete, ihn von seiner Unkenntnis zu überführen. Nicht einmal davon konnte er mir genaue Nachricht geben, ob die Post täglich oder alle vierzehn Tage nach Elvas kommt; ein Mal behauptete

er todos os dias, das andere Mal todos os quinze dias. Uebrigens besaß er die leidenschaftliche Gleichgültigkeit eines Türken im höchsten Grade. Wenn er nur für sich und seine Maulthiere zu essen hatte und vielleicht von Zeit zu Zeit für sich ein Glas Wein und einen Kübel Wasser für seine Thiere, so war er ganz zufrieden. Diebe und Revolutionen kommen ihm niemals in den Sinn. (Fortsetzung folgt.)

## Frankreich.

Ueber die Nahrungsmittel der Staaten und die diesjährige Krisis.

Nach Michel Chevalier.

(Fortsetzung.)

So ist denn nun die Freiheit des Kornhandels in England eingeführt worden. Die Folge davon ist, daß man auf den britischen Inseln aufhören wird, diejenigen Ländereien zum Getraidebau zu benutzen, welche nicht dazu geeignet sind, und die, da ihre Aernnten sehr verschieden waren, weil sie vielfach ganz auf dem Zufall der Jahre beruhten, eine außerordentliche Preisschwankung verurursachten. Großbritannien wird auch ferner eine große Quantität Getraide produziren, indessen es wird auf Einfuhr angewiesen sein, um den Bedürfnissen seiner wachsenden Bevölkerung abzuhelfen. Der Durchschnitt der Roggen-Einfuhr in England betrug, während der letzten 7 Jahre bis zu dem 1. Januar 1845, mehr als 6 Millionen Hectolitres. Von der jetzigen Krisis wollen wir nicht reden, wir wollen annehmen, daß sie beendet sei. England wird nun nicht mehr 6 Millionen Hectolitres einführen, sondern, allem Anscheine nach, 10, 12 Millionen, sobald es sie aufstreifen kann, und immer mehr, je mehr ihm geliefert werden kann. In einem Zeitraume von 10 Jahren dürfte seine Einfuhr auf 20 Millionen Hectolitres gestiegen seyn. Alles, was die Häfen des baltischen und des schwarzen Meeres von dem Ueberflusse ihrer Distrikte liefern können, wird von England verschlungen werden. Da nun in diesen Ländern keine schnelle Verbesserung der Landwirtschaft in Aussicht steht, so wird man sagen können, daß es diesen Ländern schwer werden wird, mit der Populationssteigerung und mit dem Bedürfnisse Großbritanniens Schritt zu halten, England wird sich also um so weniger auf sie allein angewiesen erachten. Damit nun die Länder, welche jährlich 12—13 Millionen Hectolitres Getraide in den Handel bringen, dazu sogleich noch einige Millionen hinzufügen und sich dann jedes Jahr um 550,000 bis 600,000 Hectolitres steigern, so bedarf es dazu eines erhöhten Preises, welcher auch die Distrikte auf den Getraidemarkt bringt, die entlegener sind, als diejenigen, welche in der Regel ausführen. Es bedarf eines sehr kräftigen Anstoßes, denn, mit Ausnahme der Vereinigten Staaten, pflegen die Bewohner der Getraideländer sich nicht durch eine große Energie auszuzeichnen; der Grund liegt darin, daß es knechtische, slavische Bevölkerungen sind.

So ist die Eröffnung des freien englischen Kornmarktes auch für alle anderen Länder eine Garantie gegen das Sinken des Preises auf allen übrigen Märkten, abgesehen von jeder besondern Ursache, welche mehr oder minder eine temporäre Vertheuerung veranlassen könnte. Und wer sähe nicht ein, daß eine solche Ursache da ist und mehrere Jahre hindurch ihre Wirkungen äußern wird? Wer wüßte nicht, welchen unglücklichen Einfluß die Kartoffelkrankheit jetzt auf die Nahrungsquellen der Nationen ausübt? Ein Feld, von gleichem Umfange, mit Kartoffeln bepflanzt, ernährt 2½ Mal so viel Menschen, als ein anderes, welches Korn trägt. Wo man sonst eine Million Menschen ernähren könnte, reichen die Nahrungsmittel nur für 400,000 aus, wenn an die Stelle der Kartoffel das Getraide tritt. Seit einiger Zeit spielt die Kartoffel eine außerordentlich wichtige Rolle in der Ernährung Europa's. In Irland war sie beinahe das einzige Nahrungsmittel für zwei Drittheile der Bevölkerung. So haben denn mehrere Länder Europa's, und Irland mehr als alle übrigen, seit mehreren Jahren Mangel an Nahrungsmitteln. In Irland mag sich das Defizit auf den Unterhalt mehrerer Millionen Menschen belaufen. Zwar ist man berechtigt, anzunehmen, daß in Irland, welches sehr schlecht kultivirt ist und in einigen anderen Ländern des Kontinents, wo die Bodenkultur nicht viel besser ist, die Verbesserung der Landwirtschaft das Defizit wird decken können, aber das ist nicht das Werk eines Jahres, dazu bedarf es eines längeren Zeitraums. In Irland speziell kann der ernste Wille der Bevölkerung nicht ausreichen, es ist nichts weniger notwendig, als eine radikale Veränderung in den Eigenthumsgesetzen, und die macht sich nicht so leicht. Irland dürfte also für einige Jahre die Nahrungsmittel für 2 bis 3 Millionen Menschen von außen beziehen müssen, wenn nämlich die Vorkehrung es nicht mit regelmäßigen Aernnten ohne gleichen segnet, wie wohl ein Jahr sie bringt, wie sie sich aber nicht wiederholen. Da nun Transportkosten und Behandlungsweise sich für alle Getraidearten gleich bleiben, so leidet das Interesse besonders auf die Einfuhr von Roggen, und man darf glauben, daß der Kartoffelmangel in Irland ganz besonders eine Roggen-Einfuhr zur Folge hat, wie in den kontinentalen Ländern Europa's. So wird denn in einer Reihe von Jahren ein außerordentlicher Begehre nach Roggen stattfinden, welcher sich um mehrere Millionen Hectolitres steigern wird. Die Furcht, welche man dem Publikum eingepflanz hat, es werde dieses Lebensmittel bis unter den Preis sinken, entbehrt aller Begründung, es ist dies einer von jenen starken Irrthümern, welche sich durch die Gier des Einen, durch die grobe Unwissenheit des Zweiten und durch die Leichtgläubigkeit des Dritten verbreiten. Gerade der Gegensatz, daß eine bestimmte Preissteigerung in einer gewissen Periode sich erhalten wird, kann allein und leider mit großer Gewissheit angenommen werden.



Für Frankreich, wie für jedes andere Land, erhält nun durch die Annahme des freien Handels mit Nahrungsmitteln von Seiten Englands die Frage einen durchaus anderen Charakter. Diese Maßregel der englischen Regierung wird unsere Nahrungsquellen verringern, denn wir werden viel von unseren Erzeugnissen nach Großbritannien ausführen. Wir sind die nächsten Nachbarn Englands. Alle gewöhnlichen Nahrungsmittel, welche der englische Tarif nicht ausschloß, gingen schon längst in großer Masse aus der Bretagne und der Normandie nach London, z. B. Früchte und namentlich Eier. Der Werth der Eier, welche Frankreich nach England lieferte, war beinahe eben so groß, als der Werth der französischen Weine, welche England verbrauchte, denn von diesen beiden Handels-Artikeln war der eine freigegeben, der andere beschränkt. So würde es auch mit dem Schlachtvieh, so auch mit dem Getraide seyn. Aber ich habe Unrecht, von der Zukunft zu reden, wir sind, was das Schlachtvieh betrifft, vielleicht die ersten Lieferanten für England. Schon vor der englischen Zollreform schickten wir beinahe mehr Ochsen nach England, als wir selber erhielten. So erhielten wir z. B. 1843 an 3046 Ochsen von Auserhalb, und es wurden von uns an 4812 Ochsen nach England geschickt, während unsere ganze Ausfuhr sich nur auf 6312 belief. Seitdem liefern unsere Viehbefitzer in der unteren Normandie ihr Vieh nicht minder gern auf den Markt von Smithfield, als auf den von Poissy. Der Weg nach dem einen Orte ist nicht theurer, als nach dem anderen. Eben so läßt es sich voraussehen, daß ein Theil des Getraides, welches in den Departements am Kanale gewonnen wird, sobald die jegige Krisis vorüber ist, sich auf ähnliche Weise in Bewegung setzen wird. Wir verlieren dann nicht bloß die Nahrungsmittel, welche unsere Grundbesitzer nach England schicken, sondern wir werden auch in Zukunft auf gewisse Hülfquellen nicht mehr rechnen dürfen, welche wir bisher im Rückhalte hatten. Wir haben aus Belgien Ochsen und noch mehr Kühe bekommen, ein Theil derselben kam aus den holländischen Provinzen, jetzt schicken Holland und Belgien ihr Schlachtvieh auf den englischen Markt, wo höhere Preise gezahlt werden. So hat England im Jahre 1846 vom Auslande empfangen: 17,121 Ochsen, 22,994 Kühe und 2447 Kälber, während es 1844 nur 3710 Ochsen, 1156 Kühe und 35 Kälber aus der Fremde erhielt, eben so ist es mit den Schöpfen und Schweinen. Von Herzen gerne gebe ich zu, daß unsere Landwirtschaft auf der anderen Seite des Kanals einen vortheilhaften Absatz für ihre Erzeugnisse findet, aber es beunruhigt mich, wenn die Nahrungsquellen Frankreichs, schon sehr geschwächt, auf diese Weise noch verringert werden, wenn man nicht zu gleicher Zeit Wege eröffnet, sie zu ersetzen. Möge die Ausfuhr die Freiheit behalten, deren sie genießt, möge sie noch freier werden durch die Aufhebung der Ausgangszölle, aber zum Ersatz muß auch die Einfuhr frei seyn, und es müssen die Eingangszölle fallen. Im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt wird es verlangt, daß Frankreich seinen Fleischverzehr nicht vermindere, sondern vermehre, und dazu ist Eines notwendig: entweder es muß ein Zoll auf das ausgehende Vieh gelegt werden, oder es muß auch dem fremden Vieh die Thür mit beiden Niegeln geöffnet werden. Von diesen beiden Mitteln, zwischen welchen unbedingt gewählt werden muß, ist das zweite gewiß allein möglich, wie mächtig auch die Protectionisten im Staate seyn mögen.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich, daß die Einführung des freien Handels mit Getraide keinen Nachtheil, sondern nur Vortheile bringen wird. Ich rede hier von der definitiven, permanenten Freiheit, so wie unsere Väter sie in Betreff der Einfuhr kannten. Was den gegenwärtigen Nothstand betrifft, so ist schon ein provisorisches Freihandelsystem als notwendig anerkannt worden, welches mit dem 31. Juli endigen wird. Es ist durchaus notwendig, die Aufhebung der Kornzölle ein Jahr lang festzuhalten, bis nach dem Schlusse der nächsten Aernde. Diesen Beschluß haben die aufgeklärtesten Regierungen West-Europas gefaßt, besonders die englische und die belgische Regierung. Das englische Gouvernement, welches durch das Gesetz von 1846 die Zölle auf alle Nahrungsmittel aus dem Thierreiche definitiv aufgehoben und sich damit begnügt hat, die Zölle auf Getraide in solcher Weise zu ermäßigen, daß in diesem Punkte die vollständige Freiheit erst mit dem 1. Februar 1849 beginnt, hat zu Anfang dieses Jahres für den Getraidehandel provisorisch eine vollständige Freiheit bis zum September angeordnet und die Absicht, sie um ein Jahr zu verlängern, zu erkennen gegeben. Das belgische Gouvernement hat dasselbe gethan, es hat sogar den Termin der provisorischen Freiheit bis auf den 31. Dezember 1848 ausgedehnt. Bei uns hat man sich geweigert, irgend etwas in den Gesetzen zu ändern, welche die Einfuhr von Nahrungsmitteln aus dem Thierreiche reguliren. Augenblicklich stimmt man für eine Verlängerung der Ausnahmefrist für das Getraide, aber man will dafür nicht mehr als drei Monate.

Die Furcht, daß auf den jetzigen theuren Preis eine außerordentliche Herabsetzung desselben folgen könnte, wird von Chevalier sehr speziell widerlegt, indem er mehrere unglückliche Aernden Frankreichs seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, von 1811—1812 und 1816—1817 sehr genau untersucht. Diese Detail-Untersuchungen, so werthvoll und lehrreich sie auch sind, mögen hier dennoch übergangen werden. Er fährt dann fort:

„Für den genauen Beobachter, — eine reichliche Aernde vorausgesetzt, an welche man aber noch nicht mit Gewißheit glauben kann, so lange sie noch nicht in den Scheunen ist, — für den sorgfältigen Beobachter kann kein Zweifel darüber obwalten, ob für das nächste Kornjahr, welches Ende Juli beginnt und mit der Aernde 1848 endigt, ein hoher oder niedriger Preis sich herausstellen wird. Alles spricht dafür, daß der Preis minder hoch seyn wird, als jetzt, aber der jetzige Preis ist auch eine Kalamität, welche keine soziale Ordnung auf die Dauer ertragen könnte. So lange das Korn nicht auf seine gewöhnliche Taxe von 20 Francs zurückfällt, so lange werden die Bürgersleute und die

Freunde der allgemeinen Wohlfahrt nicht beruhigt seyn. Wenn das Gouvernement, anstatt große Anstrengungen zu machen, in einer vollständigen Unthätigkeit verharren würde, wir würden uns schnell wieder dem Preise von 30 Francs per Hectolitre nähern, wie in der Zeit zwischen Juli 1817 und Juli 1818, aber Preise von 30—35 Francs und selbst von 25—30 Francs, sind für die Bevölkerung drückend und für die Industrie schädlich. Sie erzeugen immer und nothwendig kommerzielle Krisen. Ein umsichtiges Gouvernement, ohne daß wir es schon menschenfreundlich nennen, wird, wenn es ähnliche Preise voraussetzt, alles Mögliche thun, um auf jede Art und Weise die Einfuhr aller möglichen Nahrungsmittel zu erleichtern. Aber wenn nun, könnte man einwenden, der Hectolitre Korn plötzlich unter den Preis von 20 Francs sinkt? Diese Meinung kann sich auf keine Präcedenzen und keine Wahrscheinlichkeit begründen; aber nehmen wir einmal an, es sey ein so plötzliches Fallen der Getraidepreise möglich. Es ist ja nichts überhaupt und mathematisch unmöglich in dieser Welt, und bei Beobachtung der menschlichen Angelegenheiten haben die Forscher immer nur die Wahrscheinlichkeit für sich. Wären die gesellschaftlichen Zustände absolut nach algebraischen Formeln geregelt, dann würde das Verdienst, weise zu seyn, nichts Anderes werden, als eine Gleichung schließen, und das wäre außerordentlich winzig. Es sey also: es ist nicht unmöglich, daß das Korn im Oktober oder November unter 20 Francs stehe, daß es, zum Beispiel, 18 Francs kosten würde. Aber ist es nicht zehnmal wahrscheinlicher, daß es statt 18 an 30 Francs kosten wird? Und was ist das geringste Uebel, der Preis von 30 oder 18 Francs, wenn man den von 18 Francs überhaupt ein Uebel nennen will? Die beiden Möglichkeiten einfach mit einander verglichen, für welche Chance müßte ein Staatsmann sich wohl am meisten interessieren?“

Chevalier kritisiert nun ferner die Proposition des französischen Ministeriums, auf eine eben so schlagende, als geistvolle Weise. Er sagt, der ministerielle Vorschlag scheint von früheren Thatsachen eine sehr geringe Kenntniß zu zeigen. Man scheint zu glauben, daß die kornbauenden Länder dicht an der Thür Frankreichs lägen, und daß man bloß die Hand aufzuhalten brauche, um sogleich zu empfangen, oder daß man die Schiffe zum Transport ohne Weiteres aus der Erde stampfen könne. Man bewilligt eine Frist von 3 Monaten für Unternehmungen, welche für das Hin und Her und für die Landung mindestens diesen ganzen Zeitraum brauchen, wenn man unsere bestgelegenen Häfen und die am wenigsten entfernten Kornländer in Anschlag bringt, wozu aber in den meisten Fällen 4 bis 5 Monate nöthig seyn werden. Es genügen gewöhnlich 3 Monate, um ein Schiff von Havre nach der Ostsee zu senden und zu seiner Rückkehr mit Ladung, aber sie genügen nicht zwischen Bordeaux und Danzig. Ohne Zweifel sind 3 Monate für eine Expedition von Marseille nach Odessa oder von Havre nach New-York und Neu-Orleans zu wenig. Ein Rheder wird sich mindestens unter 5 Monat zu keinem Geschäfte auf New-York einlassen. Chevalier berechnet nun auch, was möglicher Weise durch den ganzen französischen Schiffbestand herbeigeschafft werden könnte. Nach den Listen der Zoll-Verwaltung hat Frankreich nicht mehr als 630 Schiffe, welche zu langen, großen Seereisen geeignet sind, d. h. welche mehr als 300 Tonnengehalt haben, das machte im Ganzen 182,000 Tonnen. Denken wir nun, daß alle diese Schiffe sich ganz ausschließlich der Kornfracht unterziehen, daß man ganz und gar auf den Kolonial-Verkehr, auf die große Fischerei, auf die Beziehungen zum Südmeer und zu Brasilien verzichtet, und bringen wir die Dampfschiffe gar nicht in Abzug, welche eine solche Bestimmung nicht erhalten können. Mögen die 182,000 Tonnen auch noch gleich 200,000 Tonnen wirklicher Ladung gerechnet werden. Den Hectolitre zu 75 Kilogrammen gerechnet, so gäbe uns das eine Quantität von 2,660,000 Hectolitres, welche uns durch eine Reise zugeführt werden könnten. Diese 2,660,000 Hectolitres würden aller Wahrscheinlichkeit nach aber nicht einmal das Defizit der Kartoffeln decken. Um Reserven zu gewinnen und um endlich einen normalen Zustand herbeizuführen, würden mindestens noch zweimal solche Einfuhren von gleicher Quantität gemacht werden müssen. Im Durchschnitt, wenn man Alles erwägt, würde ein Schiff mit Kornladung nur drei Jahresreisen machen können. So würde die ganze französische Marine ein ganzes Jahr hindurch ohne Aufhören damit beschäftigt seyn müssen, uns aus den Kornländern Getraide herbeizuholen, es würde kein Segel davon genommen werden dürfen, und erst dann wäre unseren Bedürfnissen ordentlich entsprochen, vorausgesetzt, daß die Aernde sich als eine Durchschnitts-Aernde zeigt. Es müßte also dem Handel ein volles Jahr zur Disposition gestellt werden.

Aus der Kritik, womit Chevalier die ministeriellen Pläne beleuchtet, möge hier nur noch die heberzigungswerthe Schlussstelle einen Platz finden:

„Man hat sich von der Furcht leiten lassen, daß die Preise in der Zeit von 1847—48 ungeheuer sinken könnten. Welch ein wunderbarer Zustand! Während man sich in dem größten Nothstande befindet, verwahrt man sich gegen billige Preise, und während die Massen der Bevölkerung vom Hunger gequält werden, hat man es sich zum Gegenstande der Hauptbesorgniß gemacht, daß sie vielleicht in einigen Monaten und für einige Monate ihren Lebensunterhalt gar zu billig bekommen möchten. Es ist kaum zu glauben, daß, während Frankreich den populären Prinzipien einen solchen Glanz und eine solche Macht verliehen hat, gerade unser Vaterland der Welt ein solches Beispiel geben würde. Trauriger Widerspruch, den man gern, zur Ehre unserer Zeit, mit einem Schleier bedecken möchte! Mitten in dem Ayle, von wo sie uns betrachten und von wo sie uns ermutigen, das kühne begonnene Werk fortzusetzen, müssen die unsrerlichen Männer von 89 eine Beschimpfung und Erniedrigung erleiden. Aber sie sind nicht die einzigen, welche durch das, was jetzt unter uns vorgeht, tief beleidigt werden, man muß auch den vergangenen Jahrhunderten Gerechtigkeit widerfahren lassen. Obgleich besetzt vom Geiste des Monopols, so war



das ancien régime doch eben so für das Volk, wie die großen Männer von 1789, und man überrascht es nicht auf dem Veruche, die Lebensmittel zu vertheuern. Dies ist ein neues System der National-Ökonomie, ein neuer Begriff eines patriotischen Gouvernements, es hat in unserer Zeit einen Anfang gefunden und leidenschaftliche Anhänger selbst in dem besten Kerne der Volksgenossen. Mitten in der jetzigen Generation, welche die Erbschaft der Aufklärung angetreten, haben diese düsteren Irrthümer sich breit gemacht und die Herrschaft gewonnen. Von mehr als einem edlen und uneigennütigen Geiste sind sie als Staatsmaximen begrüßt und als Emanation ewiger Weisheit anerkannt worden. So geben wir denn jetzt ein ganz unerhörtes Schauspiel, wie noch kein Nothstand es bisher noch aufzuweisen hatte. Die öffentliche Macht hat keine größere Sorge, als Frankreich vor einem fürchterlichen Unglück zu behüten, welches darin besteht, daß zwischen den Aernden von 1847 bis 1848 der Preis für Fleisch und Brod zu niedrig werden möchte, nachdem alle Vorräthe durch das arme Volk verschlungen sind, nachdem ein großer Theil der Bevölkerung durch die Krisis tief in Schulden gestürzt worden ist, und, da das National-Kapital durch den Nothstand geschwächt wurde, nachdem die Arbeits-Gelegenheit seltener geworden ist! Es ist indessen, wie ich hoffe, durch das Vorstehende bewiesen worden, daß wir den billigen Preis der Lebensmittel, welcher in der neufranzösischen Sprache ein Unglück heißt, nicht zu erwarten haben. Wir haben nur die Theuerung in Aussicht, welche nach diesem neuen Vocabularium wahrscheinlich ein Glück genannt werden muß. In der Voraussicht dieser Theuerung muß das Gouvernement seine Maßregeln treffen.“ (Schluß folgt.)

### Goethe's Werther auf der Pariser Bühne.

In dem Vaudeville-Theater zu Paris giebt man seit dem vorigen Sommer ein Stück, das eine allen Deutschen werthe Dichtung zu seinem Stoffe gewählt hat. In welcher Weise dies geschehen, möge die folgende Charakteristik des Stückes zeigen, die wir einem (uns etwas verspätet zugehenden) Privatbriefe entlehnen:

„Zwei Vaudevillisten haben es kurzweilig gefunden, Goethe's Werther in ein nichtsnutziges, jämmerliches Drama zu entstellen und nach ihrer Vettelphantasie zuzurichten. Ihr Stück heißt „Charlotte“ und besteht aus vier Akten. Der erste, eine Art Vorspiel, soll einen Widerschein des Goetheschen Romans enthalten, einen Widerschein von dem träumenden, in Natur- und Geistesgenüssen unerfüllten, nach immer neuen Idealen des Glückes und des Genusses ringenden Werther. Wir finden den Widerschein allenfalls, wenn das Original unverfälschbare Jüge in unserem Gedächtnisse, in unserer Seele gelassen hat; wer Goethe dagegen nie gelesen, dem ist Souvestre's Werther von vorn herein Nichts mehr, als ein überspannter Komödienliebhaber. Er liebt also Charlotte, aber er liebt sie vergeblich; denn sie ist Albert's Braut und ihrem Bräutigam treu ergeben. Neben den Dreien, in ihrer vertrautesten Gesellschaft, befindet sich ein junger Dichter, Namens Goethe, welcher das zarte Verhältnis zu einer literarischen Schöpfung auspionirt. Schon hat der edle Freund, der tiefe Menschenkenner, das Ende, den Selbstmord, vorausgesehen und das Buch, welches also mit Albert's Tode endet, dem Buchhändler Brand zum Verlage angeboten. Dieser kommt in Albert's Haus selbst, um mit dem Dichter um den Roman zu schachern, auf eine so gemeine Weise, daß Einem die Scham, selbst für den Komödien-Goethe, zur Stirn steigt. Plötzlich besinnt sich der Dichter, daß es doch wohl unzeitig seyn möchte, das Geheimniß des Freundes, noch ehe es zu Ende gespielt, der Öffentlichkeit zu überliefern, und behält den Roman, — findet es aber durchaus nicht unzeitig, ihn Werther selbst zu zeigen. Gerade zu jener Zeit sollte sich aber Charlottens Schicksal entscheiden: der Tag ihrer Verheirathung mit Albert ist herangerückt; Werther sucht eine Unterhaltung, macht ein feuriges Liebesbekenntniß, auch Charlotte gesteht, daß sie ihn allein liebt, aber ihr Albert gegebenes Wort nicht lösen wolle, und sie bereitet sich, gebrochenen Herzens zum Brautaltar zu gehen. Werther's Verzweiflung ist aufs Höchste gestiegen; er selbst findet keinen Ausweg für seine Leidenschaft, — da fällt ihm Goethe's Manuskript in die Hände, und um zu wissen, wie er zu enden habe, sieht er als ein echter Confluenz-Werther nach, welches Ende ihm der Dichter gegeben! Er ist entzückt, von Goethe zu erfahren, daß er sich todtschießen müsse, und läuft auf sein Zimmer, es auszuführen. Aber er schießt ungeschickt und ist nicht völlig getödtet; Albert merkt nun, was hinter der Schwermuth des armen Freundes gesteckt, merkt auch Charlottens Gefühle und verspricht ihr des Geliebten Genesung und Hand, indem er selbst großmüthig verzichtet.

„Fortan haben sich nun die beiden Verfasser zur Aufgabe gestellt, kalten Blutes zu zeigen, was aus Werther und Charlotte geworden wäre, wenn jener, statt zu sterben, sie geheiratet hätte. Nur ist eben ihr Werther bei weitem der Goethesche nicht; dieser konnte nicht anders enden und hätte, um das zu wissen, keinen Psychologen um Rath zu fragen gebraucht, noch auch hätte ihm das Schicksal den dummen Streich gespielt, ihn wider seinen Willen am Leben zu erhalten. Seine ideale Schwärmerei mußte sich an der Wirklichkeit zerreiben und zertrümmern. Souvestre's Held aber ist kein Schwärmer, noch Idealist, sondern ein von Eitelkeit aufgeblasener, in erbärmlichem Egoismus sich spreizender Wicht, ein Modeheld aus der eleganten Gesellschaft, der, um seine Eitelkeit zu befriedigen, Mädchen verführt und sie, wenn er ihrer

Reize überdrüssig ist, höhrend sitzen läßt. So sehen wir ihn denn auch nach kaum zwei Jahren im jämmerlich profaischen Ehestande, wie er, baar aller Liebe für die ihm treu ergebene Charlotte, ihre Gefühle kalt zurückstößt, ja verspottet. Er verführt ein junges Mädchen, indem er ihm die Ehe verspricht, und schweigt im Genuße des neuen Glückes. Die Umstände führen die junge Geliebte in Werther's Haus; ihr Vater, ein berber, alter Major, will sie verheiraten: sie nimmt in ihrer Herzensangst, um dem Zwange wo möglich zu entgehen, Charlotte zur Vertrauten, ohne zu ahnen, daß sie die Gattin ihres Verführers ist. Diese Entdeckung trifft Beide wie ein Donnererschlag. Der alte Major, von dem Geheimniß unterrichtet, verlangt Genugthuung für die Schändung seiner Ehre; Albert, der gekommen ist, um sich an Charlottens Glück zu weiden, fordert Genugthuung für den Verrath an ihrer Liebe. Werther ist noch immer frech genug, Charlotte offen zu verletzen und zu schmähen, und das Schicksal scheint sich vorgenommen zu haben, dem Erbärmlichen kein Haar krümmen zu lassen: die Liebe und die Hingebung seiner Dyster rettet ihn. Helene, das junge Mädchen, will sich vergiften, um das Duell mit ihrem Vater unnötig zu machen, aber Charlotte hat schon Gift genommen, um Werther's Verbindung mit Helene möglich zu machen. Sie stirbt mit dem Wunsche, daß er glücklich sey. Er dankt ihr und wendet sich sofort zu Helene, aber auch diese will ihn nicht mehr!

„Das hat man aus Werther gemacht, aus dem ganz sich hingebenden, begeisterten Werther, der sich im Glück des Anschauens der Geliebten berauscht, der sie immer und überall sieht, in der Blume des Feldes und im Sterne des Himmels, aus ihm einen erbärmlichen Verführer! und diesem opfert der Himmel die edle Charlotte, das treue, liebend ergebene Weib reinen Herzens und einfachen klaren Sinnes, Charlotte, deren Haltung so ergreifend ist, weil sie ruhig bleibt, wenn die Leidenschaft um sie tobt; sie wird dahingerafft, und Werther, mit Schmach bedeckt, bleibt!“

### Mannigfaltiges.

— West-Afrika und der Sklavenhandel. Herr Daniell, ein englischer Reisender, der lange im südwestlichen Afrika gereist und dort in bisher wenig bekannte Gegenden eingedrungen ist, befindet sich seit kurzem wieder in England. Auf seinen Reisen hat er mit tödtlichen Krankheiten zu kämpfen gehabt, doch hat ihn dies nicht verhindert, sehr reiche Sammlungen und Beobachtungen, besonders in ethnographischer Beziehung, zu veranstalten. Er hat die physiologischen Unterscheidungen der verschiedenen Regerrassen, im Vergleiche mit den uns seit längerer Zeit bekannten Stämmen des nördlichen Theiles von West-Afrika, sehr genau studirt. Die portugiesischen Besitzungen, besonders die Straf-Kolonien — ein neues und reiches Feld der Forschung — hatten seine Aufmerksamkeit ebenfalls auf sich gezogen. Es scheint, daß der Sklavenhandel in neuerer Zeit, seitdem ihn die europäischen Geschwader auf anderen Theilen der afrikanischen Küsten sehr beschränkt, besonders in Angola und den benachbarten Distrikten sich ausbreitet, hauptsächlich für die Ausfuhr nach Brasilien, wohin von dort in den letzten Monaten mehr Sklaven verschifft worden, als früher im Verlaufe von Jahrzehenden. Selbst in Porto-Goanda, wo ein gemischter britisch-portugiesischer Gerichtshof zur Entscheidung über Sklaven-Prisen seinen Sitz hat, wurde unter den Augen desselben ein Sklavenschiff ausgerüstet und glücklich fortgeschafft. Ein portugiesisches Mitglied dieses Gerichtshofes wurde der Theilnahme an dieser Ausrüstung beschuldigt und überführt und hat daher, auf das Anordnen seiner britischen Kollegen, seinen Sitz mit Schimpf und Schande aufgeben müssen.

— Ein Schellingianer in Rußland. Die nordische Bühne (Sjowernaja Ptschela) enthält folgenden merkwürdigen Nekrolog: „Die russische gelehrte Welt hat einen Mann verloren, der in seinem Vaterlande weder Mitarbeiter noch Nebenbuhler hatte. Am 27. März d. J. starb zu St. Petersburg im 72. Jahre seines Alters der Akademiker und Professor emeritus der Physiologie, wirkl. Staatsrath Donila Michailowitsch Wellankski. Er war aus der Stadt Worsna im Gouvernement Tschernigow gebürtig, erhielt seine erste Erziehung im geistlichen Seminar zu Kiew, studirte dann in der St. Petersburger medizinisch-chirurgischen Akademie und wurde endlich auf Kosten der Regierung ins Ausland geschickt, wo er mehrere deutsche Universitäten besuchte. Hier faßte er eine entschiedene Vorliebe für die metaphysischen Wissenschaften und wohnte den Vorträgen des berühmten Professor Schelling über transcendente Philosophie mit solchem Erfolge bei, daß sein Lehrer ihm das Zeugniß gab, es habe von mehreren Tausenden seiner Zuhörer nur allein Wellankski ihn vollständig begriffen (!). Die philosophischen Schriften dieses Letzteren liefern hiervon den Beweis. Solcher Gelehrten giebt es auch in Deutschland nur wenige: Schelling, Oken, Steffens und — Wellankski.“ Es erinnert dieser Panegyrikus an die viel erzählte, aber sehr apokryphische Anekdote, die während der Verhandlungen des preussischen Landtags auch von einem Mitgliede der Herren-Kurie wieder citirt wurde: daß Hegel nämlich gesagt, es habe von allen seinen Zuhörern ihn nur Einer verstanden — und dieser habe ihn falsch verstanden.

Verichtigung. Im vorletzten Blatte Seite 321, Sp. 2. Z. 38 v. u. statt: um die Richtung der Straßen, so wie die künftig zu errichtenden Hauptgebäude, auf Brettern geschrieben an den Bäumen befestigt sind; lies: „um die Richtung der Straßen zu bezeichnen, deren Namen, so wie die der künftig zu errichtenden Hauptgebäude, auf Brettern geschrieben an den Bäumen befestigt sind.“